

## Wofür ein Lehrer sein Gehalt bekommt

(c) Maria Neuper 2014

Wie ich mit meinem Gehalt umgehen sollte, das hab' ich erst lernen müssen. Aufgewachsen bin ich in einem Umfeld, in dem sich sogar das Geld an den Jahreskreislauf gehalten hat: Im Herbst wurde die Ernte eingebracht, bis Weihnachten das Geld dafür eingetrieben und damit alle Zahlungen geleistet, die das ganze Jahr über aufgelaufen waren: an den Arzt, an den Greissler, den Schneider, an das Lagerhaus und so weiter. Auch Knechte und Dirnen bekamen ihren Jahreslohn.

Unser Alltag war bargeldlos: Die Ernährung kam vom Hof, die Kleidung vom Schneider und in frühen Jahren kam noch der Schuster auf die Stör, später wurde im Schuhgeschäft in Kematen eingekauft, zweimal im Jahr; zu Christi Himmelfahrt wurden wir Kinder zum „blank Gehen“ eingekleidet, zu Allerheiligen bekamen wir das Wintergewand. Wenn Kaffee oder ähnliches ausging, dann wurden wir darum zum Greissler geschickt, der anscrieb“, und durften uns dazu Stollwerck oder eine Ein-Schilling-Schokolade nehmen.

Mit steigendem Alter stiegen auch unsere Wünsche; ich erinnere mich noch daran, wie mein Vater geduldig meiner Tour durch alle Welser Schuhgeschäfte folgte, bis ich mit meinen ersten Stöckelschuhen zufrieden war. Das war der letzte Einkauf mit ihm, später habe ich meine Wünsche vorgebracht und für diese den jeweils notwendigen Geldbetrag bekommen. Nicht alle Wünsche hat mein Vater erfüllt: allzu gerne hätte ich ein Handtascherl, Spitzenhandschuhe oder einen Pettycoat Unterrock gehabt --- „so was brauchen nur die Häusl-Leute“, hieß es dazu.

Nach dem Urteil meines älteren Bruders Franz schlug mein Vater meine Wünsche nicht so häufig aus wie seine. Wenn dann im Jugendalter ein Hallenfest, ein Feuerwehrrball oder eine ähnliche Veranstaltung im näheren oder weiteren Umkreis angekündigt war, ging ich zum Vater ums Geld, Franz chauffierte mich mit unserem Familienauto zum Festl hin und wieder heim und bekam dafür die Hälfte des Geldes. So konnten wir es beide rund gehen lassen.

Als ich meine erste Lehrerstelle angetreten hatte und das erste Gehalt zur Auszahlung anstand, hätte mein Vater das Geld gerne an sich genommen und meine Ausgaben wie bisher mit mir verhandelt (ein anderer Grund war, dass er auf diese Weise immer Bargeld für die Kleinausgaben am Hof bei der Hand gehabt hätte) --- ich wollte das aber keineswegs und er respektierte meinen Wunsch. Tatsächlich, zu Weihnachten dieses Herbstes konnte ich unter den Christbaum legen: für Mama neue Teller, für Vater eine Strickweste, für Bruder Franz eine Uhr, für Schwester Hilda eine Stange Wurst (Wurst gab es in unserem Hause nicht) und für die kleine Schwester Elli eine Haube und Fäustlinge zum Schifahren. Und für Walther gingen ein Paar Fellpatschen, eine Strickweste und ein Hemd nach Goisern --- sehr stolz war ich, so reich beschenken zu können.

Nach Weihnachten fing dann der Führerscheinkurs an, zu dem ich bereits gemeldet war --- und da war ich pleite und musste wiederum zum Vater. In der Folgezeit musste ich mir, nicht ohne Grund, von meinem Vater noch öfter anhören: „Vom Dritten bis zum Ersten ist die Zeit am schwersten“.

Viel anders war die Situation auch nach meiner Heirat nicht: Walther war noch im Studium und seine Eltern stellten die Zahlungen an ihn ein, als wir heirateten. Aber wir hatten alles, was wir brauchten: Walther hatte die Wohnungseinrichtung erspart; mein Vater finanzierte eine Waschmaschine, Küchengeräte und Tisch- wie Bettwäsche, eine wunderschöne und überkomplette Babyausstattung, den modernsten Kinderwagen; alle paar Wochen packte ich den kleinen Walter ins Auto und fuhr zu meinen Eltern. Auf der Rückfahrt war dann der Kofferraum des Renault4 voll: aus dem Keller des elterlichen Hofes Erdäpfel, Kraut, Most, Essig, Äpfel, Schweinsbraten, Schnitzelfleisch etc; aus dem Lagerhaus Waschmittel, Putzmittel, Klopapier etc (im Lagerhaus war ja erst wieder im Herbst zu zahlen, vom Hof natürlich).

Auf dieser Grundlage kamen wir für alles Weitere aus meinem Gehalt auf. Dabei waren die Prioritäten immer klar: Ordentliches Aussehen verlangt nach einem guten Friseur, nach passender Kleidung (samt guter Unterwäsche), ordentliche Schuhe. Qualität geht vor Marke und vieles ist unwichtig: Schmuck, repräsentatives Auto, neue Schi (ein gelegentliches Streitthema mit Walther) und allerlei, was „nur die Häusl-Leute brauchen“ (wie mein Vater laut Zitat oben meinte).

Mit meinem Bausparbrief konnten wir von St.Gilgen zum ersten Arbeitsplatz von Walther in Saalfelden übersiedeln. Mit der Abfertigung für meine bisherigen fünf Lehrerjahre konnten wir von Saalfelden nach Salzburg in den Zwieselweg ziehen. Dort wurde das Geld, das Walther jetzt allein verdiente, manchmal sehr knapp. Walther versuchte, die Ausgaben für Essen und Kleidung auf sein Gehalt zu beschränken, indem er wöchentliche Buchführung über jeden Schilling einführte.

Das war für mich untragbar. Wenn die Kinder aus dem Gewand gewachsen waren und neue Schuhe oder Kleider brauchten, und wenn Walthers Zuverdienst aus Nachhilfestunden auch nicht mehr hinreichten, verkaufte ich Erbstücke: einen Heiligen, alte Bücher, Bierkrüge mit Zinndeckeln, geätzte Gläser, bemalte Häferl, etc. So hatten wir alles Wesentliche, was wir zum Leben brauchten (wobei neue Strümpfe oder Kosmetika eben nicht lebensnotwendig waren).

Mit der Zeit wurde die Umgebung am Zwieselweg für die Kinder mehr und mehr unpassend. Walther strengte sich sehr an, eine passende geförderte Wohnung für uns zu finden, die mit seinem Gehalt finanzierbar war (er trat deswegen sogar einer politischen Partei bei). Für mich waren solche Abhängigkeiten untragbar, und nach längerem Hin-und-Her ergab sich die Gelegenheit, in die Getreidegasse zu ziehen. Den Umzug finanzierten wir dadurch, dass ich die geerbte Wiese verkaufte und Walther sein Erbteil ausbezahlt bekam. Die Prioritäten für das Geldausgeben blieben gleich: gut gekochtes Essen, ein kleiner Grundstock guter Kleidung; das Auto wurde abgestoßen (die wegfallenden Kosten deckten den Mehrbetrag an Miete), Urlaube in St.Gilgen wurden dadurch finanziert, dass wir die Wohnung in der Festspielzeit gut vermieteten.

Wenn innerhalb dieser Prioritäten bei einem von uns Vieren Bedarf bestand aber kein Geld da war, dann holten wir das Geld von der Bank. Und mit dem Älterwerden stiegen die Bedürfnisse unserer beiden Kinder klarerweise, ich hatte größere Ausgaben für eine Zahnsanierung und Walther machte eine teure Ausbildung in der Feldenkraismethode. Die Bankschulden wuchsen rasant, als Walther sich gezwungen sah, aus dem Akademischen Gymnasium auszusteigen und als Feldenkrais-Trainer und Software-Entwickler begann. Der Geduldsfaden der Bank riss, als ein Scheck einzulösen war, mit dem Walther einen teuren Flug zu einem Software-Einsatz in Syrien unvorhergesehenerweise vorfinanzieren musste. Da haben uns Walters Eltern aus der Patsche geholfen (und damit waren die Erbteile von beiden Seiten ausbalanciert).

Wenn ich heute rückblickend unsere familiäre Finanzgebarung betrachte, dann beschreibe ich sie so: Ich habe Geld ausgegeben wie ein Selbständiger --- das Geld, das ich zum Leben brauche, muss ich auf jeden Fall beschaffen; wenn ich viel von mir in beruflicher Hinsicht verlange, dann brauche ich auch mehr Geld. Walther hat lange versucht, unsere Ausgaben von seinem Gehalt bestimmen zu lassen. Seit ich selbst wieder verdiente, hat er sein Drängen aufs Sparen nach und nach aufgegeben.

Und als Resumè zur Frage im Titel würde ich heute sagen: Als Lehrer bekomme ich meinen Gehalt dafür, dass ich meine Befähigung zum Unterrichten erhalte; das schließt den Erhalt einer Familie nach heutigen Bedingungen aus. Monatliches Absparen für ein repräsentables Auto oder ein Eigenheim erscheint mir nicht leistbar.

Diesen Einsichten genügen wir, Walther und ich, erst jetzt in der Pension; jetzt genügt das monatliche Geld den Ansprüchen. Und es bereitet mir Genugtuung, dass ich mir und den Meinen das ganze Leben lang nichts habe abgehen lassen.